



Guy Hoffmann

**M**ir war klar, dass ich allein nicht aus meinem mir völlig unerträglichen Zustand herausfinden würde. Ich brauchte Hilfe und beschloss kurzerhand in der Klinik anzurufen und mich nach einem psychiatrischen Notdienst zu erkundigen. Die Frau in der Auskunft musste neu dort sein, denn sie konnte mir nicht gleich eine eindeutige Antwort geben. Ja, sie glaube schon, dass es sowas gäbe, sagte sie, und dann: Augenblick, bitte! Und fragte eine zweite Person, deren Stimme ich ebenfalls hören konnte, die jedoch ebenso wenig Bescheid zu wissen schien. Nach einer Weile nicht genau identifizierbaren Lärms, meldete sich die Frau wieder und sagte, diesmal bestimmter: Ja. In der Regel ist immer jemand hier. Zu welchem Arzt wollen Sie denn?

Ich kannte keinen Psychiater, außer Fritz Schneider, bei dem Bob mal in Behandlung war, und den er deshalb niemandem, außer seinen Feinden weiterempfahl. So sagte ich dann auch: Nicht zu Herrn Schneider!

- Herr Schneider ist, glaube ich, heute auch nicht im Haus, entgegnete die Frau, Augenblick mal... Und wandte sich wieder der zweiten Person zu. Nach einer Weile bestätigte sie, wie um mich zu beruhigen, die Abwesenheit Schneiders und nannte den Namen eines andern Arztes, den ich aber nicht verstehen konnte.

Zu Fuß brauchte ich gut zwanzig Minuten bis zum Krankenhaus. Ich hatte hinfahren wollen, hatte schon hinter'm Lenkrad gesessen, war dann wieder ausgestiegen, weil ich dachte, das Gehen könnte mir etwas von meiner Unruhe nehmen.

(...)

Einen Augenblick stand ich unschlüssig vor'm Gebäude, sah, immer noch den Käferschwarm im Blick, zu den vielen Fenstern empor, die mir groß, dann wieder viel zu klein vorkamen, und da ich den Kopf schräg hielt, schien auch das Gebäude schräg und ich dachte: In diesem Augenblick rutschen alle Kranken mit ihren Betten in die linke Ecke ihres Zimmers. Dann ging ich hinein.

- Psychiatrischer Notdienst, bitte?

- Nehmen sie den Gang dort drüben, immer am orangefarbenen Streifen entlang zum zweiten Gebäude bis zum Lift, dann ein Stockwerk runterfahren, gleich gegenüber haben Sie's dann.

- Danke.

(...)

Hatte ich den Streifen verwechselt, war ich etwa dem blauen oder braunen gefolgt? Oder war ich mit dem Aufzug ein Stockwerk zu weit gefahren? Jedenfalls war ich nicht dort angekommen, wo ich hinwollte. Ein Mann in einem altmodischen, bis zum Mund zugeknöpften Man-

tel kam mir entgegen und fragte: Suchen Sie auch die Dialyse?

- Nein, sagte ich, die Psychiatrie.

Daraufhin machte der Mann einen Schritt zur Seite, als wolle er zur Flucht ansetzen.

Nach einigem Hinundher am richtigen Ort angelangt, sprach ich am Schalter vor, bekam ein Papier, das ich dem diensttuenden Arzt, Dr Binsfeld, abgeben sollte, dazu eine Nummer und durfte Platz nehmen. Es war ein riesiger Wartesaal, in dem ungefähr fünfzig Personen saßen, was mich dann doch ein wenig erschreckte. Dass an einem gewöhnlichen Montagmorgen derart viele Personen psychiatrisch notbehandelt werden wollten, schien mir doch ein mehr als bedenkllicher Hinweis auf den Zustand der Luxemburger Bevölkerung.

Wie lange würde ich warten müssen? Ich hatte nicht daran gedacht, ein Buch oder eine Zeitung mitzubringen; ohnehin fehlte mir zum Lesen die nötige Konzentration. Ich sah mich um; niemand, der so erschöpft aussah wie ich – vorausgesetzt, ich sah so aus, wie ich mich fühlte – eigentlich hätte man mich verlassen müssen. Die Nummer 27 wurde aufgerufen, siebenundzwanzig, vingt-sept! Automatisch sah ich auf meinen Nummernzettel: Ich hatte – bestürzt kniff ich die Augen über den Käferchen zu, die im Dunkeln dann in gelb hüpfen – die 69! Als

erlaube sich das Schicksal eine Art ‚private joke‘ mit mir. Als ich ziemlich fassungslos aufsaß, betrat der Mann im altmodischen Mantel gerade den Wartesaal und sah mich außerordentlich erobert an. Sofort verstand ich, was der Mann sagen wollte: Sie lassen mich durch die Gänge des Krankenhauses irren, während Sie gemütlich hier Platz nehmen. Nur um sich vorzudrängen! Sie glauben wohl, Sie sind was Besseres! – Ach, wollte ich da antworten, nehmen Sie sie doch nur, nehmen sie meine Nummer, es ist das große Los! Der Mann setzte sich, ohne den Mantel aufzuknöpfen. Der Mantelkragen reichte ihm jetzt bis über die Nase. Mit den Augen schien er Verwünschungen auszusprechen. Er hatte doch nach der Dialyse gefragt. Wieso landete er jetzt in der Psychiatrie? Als die Nummer neunundzwanzig – vingt-neuf! – aufgerufen wurde – achtundzwanzig hatte ich wohl überhört – und eine portugiesische Frau, mit der Krankenschwester nicht wie Nummer 27 nach links abzog, sondern eine Tür auf dem gegenüberliegenden Gang anpeilte, verstand ich endlich, dass hier nicht nur Psychiatrie-Patienten warteten, sondern – das bestätigte mir ein Schildchen, das ich bis dahin übersehen hatte – hauptsächlich Leute, denen eine Blutanalyse verschrieben worden war. Und der Mann im Mantel, der endlich aufgehört hatte, mich anzustarren, hatte wohl auch nicht von Dialyse, sondern von Analyse gesprochen. Diese Entdeckung ließ mich hoffen: Wenn die meisten hier gar nicht zu Dr Binsfeld wollten, würde ich nicht so lange warten müssen. Und die 28 hatte ich auch nicht überhört, sie wurde jetzt gleichzeitig mit der 32 aufgerufen. Zwar befremdete mich die Logik dieses Verfahrens, doch fühlte ich mich durch die in Aussicht stehende kürzere Wartezeit erleichtert. Dann, als wolle man meinen Optimismus gleich Lügen strafen, dauerte es ewig lange, bevor der nächste an die Reihe kam. Als habe die Belegschaft eine Kaffeepause eingelegt.

Aus einem Lautsprecher über der Tür war Musik zu hören, in ganz dezenter Lautstärke, denn ich war erst darauf aufmerksam geworden durch ein Störgeräusch, dem Pfeifen einer Kreissäge ähnlich. Danach war ein Zuhörer dran, der irgendwelche Antworten auf irgendwelche Fragen gab. Offenbar der gleiche Sender wie mein Wecksender. Diesmal gab es Eintrittskarten für eine Operngala in der ‚Coque‘ zu gewinnen, ein einzigartiges Musikfest, wie die Sprecherin verzückt zu erzählen wusste, absolut einmalig, ein Querschnitt durch die Werke von Verdi, Puccini, Donizetti, Ponchielli, Mascagni, Leoncavallo, Bellini, Catalani, Giordano, Meyerbeer, Massenet, Flotow und Bizet. Auf dieses großartige Überangebot hin verstummte der glückliche Gewinner erst einmal, gab dann zu, von klassischer Musik keine Ahnung zu haben. Er hatte ja auch Fragen über Fuß-

ball beantwortet und wollte jetzt nicht verstehen, wieso man ihm für seine richtigen Antworten über Fußball Tickets für ne Operngala in der ‚Coque‘ schenkte. Aber das, entgegnete die Sprecherin, sei ihm doch vorher bekannt gewesen, dass er um Eintrittskarten für das Opernfestival spielte. Ja, sagte er, er spiele nun mal gerne und es sei ja immer schön etwas zu gewinnen. Oder eben fast immer.

Aber den Gefangenenchor aus ‚Nabucco‘ kennen Sie doch sicher, sagte die Sprecherin und summete die ersten Takte.

Ja, ja, sagte der glückliche Gewinner jetzt mit etwas mehr Schwung in der Stimme, die vom F.C Schiffingen singen das immer, wenn sie den Gegner fertig machen wollen!

Na, sehen Sie, sagte die Sprecherin... Mehr hörte ich nicht, denn mein Nachbar, ein gut gekleideter Mittfünfziger, der das Stummsitzen so langsam über hatte, fragte mich: Waren Sie schon mal in der ‚Coque‘?

Wenn ein Luxemburger mit seinem Akzent das französische Wort ‚coque‘ ausspricht, klingt es immer leicht englisch, also wie ‚cock‘, und das war bei diesem Menschen nicht anders, was in meinem Kopf unwillkürlich eine derbe Vorstellung mit sich zog, verbunden mit einer ganz konkreten Erinnerung, auf die ich gerne verzichtet hätte.

Waren Sie schon mal in der ‚coque‘?

Nein, sagte ich.

Schrecklich, sage ich Ihnen, sagte der Nachbar, machte eine kurze Pause und fuhr fort: Die Akustik, ich sage ihnen, die Akustik in der ‚Coque‘, unmöglich, nicht auszuhalten, null, absolut null! Er sei bei einem Konzert von Charles Aznavour dabei gewesen. Nie wieder! Da könne man gleich die Konzerte im Hallenbad veranstalten. Außer undefinierbarem Lautstärkegekrächze sei nichts zu hören gewesen. Dabei habe er nicht einmal den billigsten Platz gehabt. Weil Charles Aznavour, der sei ihm schon den höheren Preis wert. Sie kennen doch Charles Aznavour?

Die Nummer fünfunddreißig – trentecinq! – wurde aufgerufen, und ich nutzte die Gelegenheit, so zu tun, als sei ich an der Reihe, um dem geschwätzigen Nachbarn zu entkommen, ging hinaus bis zum Klo, versuchte tief durchzuatmen, was mir wieder nicht gelang, kam zurück und war froh zu sehen, dass eine Frau sich anschickte, auf meinem Stuhl Platz zu nehmen. Zwar machte der Nachbar sie darauf aufmerksam, dass der Stuhl besetzt sei, und hob den Zeigefinger in meine Richtung, aber ich gab mich großzügig, winkte ab und suchte mir einen andern Platz.

Bei 56 – cinquante-six – rutschte ich zum erstenmal extrem genervt auf meinem Sitz hinundher. Entweder gab es doch mehr Psychiatrie-Patienten oder Dr Binsfeld nahm sich ungemein viel Zeit für jeden seiner Notfälle.

Nach 56 kam 58, dann schön der Reihe nach 60, 61, 62, und als ich mich bei 65 mit schwitzenden Händen, unhaftsamem Kniewippen und einem Zucken im linken Auge dem Ziele nahe glaubte, wurde 49 – quarante-neuf – aufgerufen.

Bei 68 wurde dann ein Bett mit einem Patienten, einem offenbar sehr alten Mann, hereingerollt, quer durch den Wartesaal bis zum gegenüberliegenden Ausgang; recht schnell schoben es zwei Pfleger durch den Raum; der eine drückte kräftig am Kopfende des Bettes, der andere steuerte es vorn, mit der rechten Hand, mit der Linken hielt er den Blutbehälter gerade, der an einer Art Galgen über dem Greis schaukelte. Hinter dem Bett humpelte außer Atem die Frau des Greises – vielleicht war es auch seine Freundin –, hatte viel Mühe, mit dem Tempo der Pfleger Schritt zu halten. Beim Verlassen des Saales ramnten sie einen metallnen Kleiderständer, der bedrohlich zu schaukeln anfang, aber auch schwer genug war, das Bett zurückfedern und von der Bahn abkommen zu lassen. Der Greis zuckte zusammen – ein Zeichen, dass er noch lebte –, und seine Frau – oder Freundin – stieß einen verzweifelten Schrei aus, nur kurz, denn sie fühlte sich sogleich von einem ganzen Wartesaal mit Blicken ermahnt und zurechtgewiesen. Als der schneidige Krankentransport Richtung Aufzug verschwunden war, begannen einige der Wartenden zu tuscheln.

Irgendwann ging ich zum Schalter und fragte, ob man die 69 nicht vielleicht vergessen habe. Nein, ließ ich mir sagen, das sei alles schon in Ordnung, das Problem sei nur, dass Dr Binsfeld noch nicht eingetroffen sei, was aber jeden Augenblick geschehen müsse... Nicht eingetroffen. Wieso nicht eingetroffen? Er sei doch der diensttuende Arzt! Nicht möglich, jetzt ließ man mich, einen NOTFALL, schon fast drei Stunden warten, ohne mir zu sagen, dass überhaupt kein Arzt da war! Endlich durfte ich ein wenig Druck ablassen. Ich genoss es. Eine Frau, die fast ebenso lange gewartet hatte wie ich – sie hatte die Nummer 17, was wohl einer noch anderen Logik als der bisherigen, bereits äußerst schwierig nachzuvollziehenden entsprach – schloss sich mir an und sagte, das sei schon zum dritten Mal, dass man sie derart lange warten ließe. Beim letzten Mal sei ihr gar schlecht geworden. Dann habe man sie in ein Zimmer verfrachtet und abends nach Hause geschickt, ohne dass Dr Binsfeld sie zu Gesicht bekommen hätte.

- Sie wollen auch zu Dr Binsfeld?

- Ja.

Das ‚ja‘ dieser Frau klang wunderbar solidarisch und beschied mir in meiner Notlage einen kurzen Augenblick des Glücks.

Nico Helminger

Auszug aus dem Roman *Taumel* (unveröffentlicht)